

# Jenseits der Datenflut. Überlegungen zur Informationsaskese

MATTHIAS WÖRTHER

Die unter dem Schlagwort ›Digital Divide‹ geführte Debatte setzt sich – vor allem am Paradigma Internet – mit der Tatsache auseinander, dass in der gegenwärtigen Welt eine sehr ungleiche Verteilung des Rohstoffes Information, der Zugänge zu ihm und der Fähigkeiten, vorhandene Informationen nutzbringend zu erschließen, beobachtet werden kann. Sieht man Verteilungsgerechtigkeit und Chancengleichheit gerade auch im Hinblick auf die Ressource Information als entscheidende Voraussetzungen für die Entwicklung einer Weltgesellschaft an, die diesen Namen verdient, dann gibt es heute noch eine Vielzahl von Ländern, ja ganze Kontinente, bei denen es sich hinsichtlich des Zugriffs auf das vorhandene Wissen um nahezu informationsfreie Wüsten handelt.

Aber auch in den bereits ausgebildeten Informationsgesellschaften existieren zahlreiche Gräben, Klüfte und Grenzlinien, die Informations-Arme von Informations-Reichen, Medienanfänger von kompetenten Mediennutzern und die Analphabeten des Computerzeitalters von den mit allen erreichbaren Wissensquellen vernetzten ›Infobrokern‹ trennen. Auf die hier gegebenen Unterschiede, ihre Ursachen und mögliche Strategien ihrer Überwindung wird im vorliegenden Band z.B. im Beitrag ›Cybergeography‹ von Andreas Greis genauer eingegangen.

Meine Überlegungen nähern sich der Problematik von Wissen und Nichtwissen, von gegebenen Zugriffsmöglichkeiten auf Informationen, faktischer Ausschließung vom Informationsfluss oder auch freiwilliger Distanz zur Informations- und Kommunikationstechnologie mit einer eher grundsätzlichen Fragestellung.

Ich gehe für meine Ausführungen pauschalisierend davon aus, dass wir (in Deutschland, in Europa, in den USA) bereits in ›Informationsparadiesen‹ leben, und der weitaus größte Teil der Bevölkerung weder wegen fehlender Informationsquellen, noch mangels finanzieller Möglichkeiten, nicht vorhandener Lesefähigkeit, unzureichender technischer Infrastruktur oder staatlicher Zensurmaßnahmen vom Datenreichtum ausgeschlossen ist. Noch der Datenärmste bewegt sich in unserer Gesellschaft in einem Informationshorizont, der deutlich umfassender ist als alles, was etwa einem Datenreichen um 1960 an Informationsquellen zugänglich gewesen wäre.

Im Überfluss ergeben sich eigene Probleme und Frageperspektiven. Im Informationsparadies steht nicht mehr die Mühe mit der Beschaffung von Informationen im Mittelpunkt, sondern der lebenspraktische Umgang mit der als Info-Stress oder

›information overload‹ erfahrenen Unüberschaubarkeit, ja uferlosen Unendlichkeit dessen, was zu wissen theoretisch möglich ist. Amartya Sen bekannte These, dass nur askesefähig sei, wer genug zu essen habe, oder, auf unser Thema gewendet, dass nur derjenige Informationsabstinentz üben kann, dem es freisteht, seine Enthaltbarkeit auch wieder aufzugeben, hat unter dieser Vorgabe einen affirmativen Sinn. Wir haben reichlich zu ›essen‹, können uns also der Informationen enthalten und ›digitale Askese‹ betreiben, wenn wir es wollen. Aber wollen wir die ›digitale Askese‹ denn? Oder brauchen wir sie sogar?

### Informations-Hype und Info-Stress. Reflexionen eines Infizierten

Welche Ausmaße die paradiesische und Allwissenheit verheißende Informationsmenge angenommen hat, die uns zur Verfügung steht, haben Peter Lyman und Hal R. Varian in ihrer an der Universität Berkeley entstandenen Studie »How much information?« umfassend dargestellt. In einem der Dokumentation voran gestellten Abstract schreiben sie: »The world produces between 1 and 2 exabytes of unique information per year, which is roughly 250 megabytes for every man, woman, and child on earth. An exabyte is a billion gigabytes, or  $10^{18}$  bytes.« (Lyman/Varian 2000, 2). Und diese Unmenge an Informationen wächst von Stunde zu Stunde weiter exponentiell an.

Als besonders bemerkenswertes Faktum dieser Entwicklung heben Lyman/Varian die ›democratization of data‹ hervor: »This democratization of data is quite remarkable. A century ago the average person could only create and access a small amount of information. Now, ordinary people not only have access to huge amounts of data, but are also able to create gigabytes of data themselves and, potentially, publish it to the world via the Internet, if they choose to do so.« (Lyman/Varian 2000, 4).

Auch ich gehöre zu den Nutznießern wie zu den Mitproduzenten dieser gewaltigen Informationsmenge und ihrer Demokratisierung. Mit ISDN-Anschluss, Internetzugang, Notebook, Scanner, Drucker, Digitalkamera, Handy, Fernsehgerät, mehreren Radios einschließlich Autoradio, DVD-Player, Discman, Walkman, Stereoanlage, Zugangsberechtigung zu diversen Bibliotheken, Zeitungsabonnement, einer Reihe eigener Bücher usw. versehen, lebe ich im Informations-Schlaraffenland.

Eine kurze Betrachtung meiner persönlichen Erfahrungen in diesem Schlaraffenland, deren Charakteristik ich für verallgemeinerungsfähig halte, verortet die Frage nach der digitalen Askese in einem ersten Schritt im Rahmen der Konstruktion, Interpretation und Alltagsgestaltung meiner eigenen Lebensgeschichte. Spätestens seit Mitte der 1980er Jahre befinde ich mich dank der sich permanent erneuernden, verbessernden und erweiternden technischen Ausstattung in einer Art idealistischen Euphorie, einem Datenrausch, der einen ganz eigenen Sog entwickelt hat und dessen zentraler Inhalt und symbolischer Ausdruck in erster Linie das Internet ist. Faszination, Staunen, Entdeckerfreude, Fortschrittsoptimismus, Aufbruchsstimmung, neue Arbeitsmöglichkeiten und wuchernde Verlinkungen

verbanden sich zu einem Lebensstil, in dessen Mittelpunkt zunehmend und bald bis zur Ausschließlichkeit das Rezipieren, Sammeln, Verarbeiten und Produzieren von Information mit Hilfe technischer Medien steht.

Wie dieser Datenrausch in seiner akuten Phase aussah, möchte ich an einem Beispiel erläutern, dem ich zahlreiche analoge Illustrationen aus dem gesamten Spektrum der Informationstechnologie zur Seite stellen könnte.

Dank Internet ist es keine Schwierigkeit, sich ein Favoritenverzeichnis mit Links zu den Homepages der wichtigsten Tageszeitungen und Wochenzeitschriften anzulegen: Den deutschen wie den fremdsprachigen, soweit die eigenen Kenntnisse reichen. Viele von ihnen bieten außerdem regelmäßige Newsletterdienste an, die dem Abonnenten täglich die aktuellen Schlagzeilen zumailen, oft auch mit Zugriff auf die entsprechenden Artikel, die man dann ganz oder in Auszügen lesen kann.

Obwohl es mir eigentlich klar sein musste, dass schon die Lektüre der allmorgendlich in altertümlicher Printform zugestellten Zeitung meine Aufmerksamkeits- und Zeitkapazitäten hinsichtlich Tagesaktualitäten nahezu ausschöpfte, glaubte ich es mir schuldig zu sein, für ›umfassende‹ Information zu sorgen und das Spektrum der zur Kenntnis genommenen Nachrichten und Kommentare auszuweiten. In der anfänglichen Begeisterung arbeitete ich also Tag für Tag eine Reihe von Newslettern ab und versuchte, regelmäßig bestimmte Homepages aufzusuchen oder unter <http://www.newseum.org/todaysfrontpages/> als PDF-Datei erhältliche faksimilierte Titelseiten zu lesen.

Ohne dass Wissensdurst und Faszination durch die immer deutlicher spürbare Überforderung nachgelassen hätten, stellte sich angesichts der Unmenge der Informationen sehr schnell der völlig utopische Charakter meiner Unternehmung heraus. Der nicht hintergehbare Filter, der den Datenfluss sowohl biologisch, zeitökonomisch wie alltagspraktisch beschränkte und beschränken musste, war ich selbst mit den mir eigenen Möglichkeiten, Grenzen, Bedürfnissen, Verfasstheiten, Aufgaben und Pflichten. Eine auch schmerzliche Erkenntnis.

Die Diskrepanz zwischen meinen Idealvorstellungen von Informiertheit und dem, was mir tatsächlich möglich war, stellte sich nicht nur als Problem des effizienten Umgangs mit Information, sondern auch als eine Art Identitätsproblem heraus. Gleichzeitig mit den unendlichen Möglichkeiten des Informationsparadieses wuchsen nämlich in meinem Bewusstsein persönliche Frustrationen heran, die die Informations-Euphorie konterkarierten.

Dazu gehören neben latenter wie offensichtlicher Informationsüberlastung ein permanentes Gefühl von Zeitmangel, die unablässig nagende Befürchtung, sich mit Fragen zu beschäftigen, die vielleicht an anderer Stelle (zum Beispiel in den Weiten des Internet) bereits gelöst sind, das unglückliche Bewusstsein der Zufälligkeit, Unvollständigkeit und Beliebigkeit dessen, was man weiß oder recherchieren kann, und schließlich auch eine neue Variante eines Unterlegenheitsgefühls, das Günther Anders bereits in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts ›prometheische Scham‹ genannt hat.

Dieser ›prometheischen Scham‹ und ›Antiquiertheit des Menschen‹ glauben Fortschrittsgläubigere als ich mit Optimierungskonzepten entkommen zu können, deren letzte Konsequenz die Umwandlung des Menschen in eine informationsverarbeitende Maschine ist. Dazu gehören bekannte Wissenschaftler wie Marvin Minsky oder die unter der Bezeichnung ›Transhumanisten‹ firmierende Gruppierung, in deren »Transhumanistischer Erklärung, Version 2.5« zu lesen steht: »Die Menschheit wird in der Zukunft durch Technologie grundlegend verändert werden. Voraussichtlich werden sich Möglichkeiten eröffnen, die Bedingungen menschlichen Daseins neu zu gestalten und unter anderem die Unvermeidbarkeit des Alterns, die Grenzen menschlichen Verstandes und künstlicher Intelligenz, eine nicht selbst gewählte Psyche, menschliches Leiden und unser Gebundensein an den Planeten Erde zu überwinden.« (<http://www.transhumanismus.de/-Dokumente/declaration.htm> [16.09.03]).

Ich will nicht verhehlen, dass ich derartigen Utopien etwas abgewinnen kann. Die Vorstellung, zu einem reinen Informationswesen werden zu können, das unabhängig von Geschichte, Biologie, Materie, Raum und Zeit ist, besitzt einen eigenen Reiz. Dann aber holen mich ›common sense‹, die Verwurzelung in einem auch religiös begründeten Realismus, Geschichtswissen, Schlüsselerlebnisse meines eigenen Lebens, Erfahrungen mit eigenen Lernprozessen und den Lernprozessen anderer, tradierte Lebenserfahrungen von Eltern und Freunden und Elemente der in Philosophie und Theologie gespeicherten Erkenntnisse vergangener Generationen wieder in meine Wirklichkeit zurück.

Alles, aber auch wirklich alles spricht dafür, dass wir als Menschen nur sehr langsam lernen, dass persönliches oder gesellschaftliches Wissen schnell wieder verloren gehen kann, dass bereits überwunden geglaubte Irrtümer erneut überwunden werden müssen, und dass unsere Grundverfasstheit als zeitlich begrenzte und biologisch hinfallige, in jeder Hinsicht abhängige und gefährdete Wesen auch im 21. Jahrhundert trotz aller Technik und allem vermeintlichen oder tatsächlichen Fortschritt ohne Abstriche bestehen geblieben ist.

Auf meinen (und nicht nur meinen) Info-Hype und Datenrausch gewendet, heißt das natürlich auch, dass wir im euphorisierenden Infostress und dem gleichzeitigen Erleiden der skizzierten Frustrationen offenbar unsere Fähigkeiten, Möglichkeiten und Beschränkungen als Menschen aus dem Blick verlieren. Niemand, auch Genies nicht, sind den heute zur Verfügung stehenden Datenmengen noch in irgendeinem Sinn gewachsen. Entscheidend für die tatsächliche Bedeutung der neuen IT-Welten im Blick auf unser Leben und deren alltagspraktische wie gesellschaftliche Konsequenzen sind deshalb nicht utopische Superhirne, globale Breitbandverkabelung und in Hybris übergehende Allwissenheitsfantasien, sondern die konkreten Menschen in ihren konkreten Situationen mit ihren konkreten Fragen, Problemen, Beziehungen, Pflichten und Aufgaben.

Die dadurch unvermeidlich erzwungene Fokussierung und Reduktion von Daten erscheint dem vom Info-Hype Infizierten als Zwangsaskese, gegen die er zunächst Sturm laufen mag. Dann aber sollte er erkennen, dass Information an sich kein Wert ist. Informationen verwandeln sich erst auf dem mühsamen Weg durch

konkrete Köpfe in Wissen, das tatsächlich hilfreich ist oder in einer bestimmten Situation Veränderungen hervorbringt. Zumindest ein Teil der Menschen in Informationsüberflussgebieten scheint das begriffen zu haben (vgl. das MISTICA-Dokument bei Capurro 2003 in diesem Band).

## Offliner, Nevers und Internots – Gelebte Argumente gegen den Hypo

In einer zweiten Überlegung möchte ich deshalb einen Blick auf diejenigen in den USA, in Japan und in Deutschland werfen, die der Internetnutzung skeptisch gegenüberstehen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die meisten einschlägigen Untersuchungen von Nutzerverhalten methodisch den ›Digital Divide‹ als garstigen und zu überwindenden Graben voraussetzen und sich von daher auf ethnische, bildungsmäßige, finanzielle, soziale usw. Hindernisse für die Ausbreitung von IT-Technologien konzentrieren und Netzverweigerern weder Interesse noch Verständnis entgegen bringen. Trotzdem kommen am Rande auch die Nutzergruppen in den Blick, die nicht aus Unkenntnis, Ressentiment, Unfähigkeit oder Not vom digitalen Datenstrom abgekoppelt sind, sondern in Kenntnis der elektronischen Möglichkeiten und mit guten Gründen dessen moderate, ›asketische‹ Nutzung oder eine völlige Abstinenz befürworten.

Sie bilden meiner Meinung nach eine noch verkannte Avantgarde des Informationszeitalters, weil sie ›Information‹ nicht kontextunabhängig als Wert ›an sich‹ hypostasieren, sondern in lebensrelevante Zusammenhänge stellen und an ihrer Umwandlung in Lebenswissen interessiert sind.

Die von Amanda Lenhart im Auftrag des »The Pew Internet & American Life Project« (<http://www.pewinternet.org> [16.09.03]) für die USA durchgeführte Untersuchung »The ever-shifting Internet Population. A new look at Internet access and the digital divide« (Lenhart 2003) konzentriert sich erwartungsgemäß auf demographische und soziale Gegebenheiten, die die Internetnutzung erschweren oder verhindern und charakterisiert die Mehrheit der das Internet nicht Nutzenden wie folgt: »Non-users say they feel no need or desire to use the Internet, or that going online is not a good use of their time. This nonchalance and resistance is often related to a general misconception of what the Web and email have to offer. In other cases, reluctance is connected to specific obstacles, fears, or previous online experiences.« (Lenhart 2003, 4).

Daneben nimmt Lenhart aber auch eine Minderheit wahr, die sich ein eigenes Urteil gebildet hat und zu Verhaltensweisen gekommen ist, die dem Mainstream der Nutzung und Nichtnutzung zuwiderlaufen: »In some cases, people have a clear idea of what the Internet is like, and they just aren't interested in it.« (Lenhart 2003, 10). Sie kommt zu dem Schluss, dass nur eine differenzierte und von der simplen Zweiteilung in Nutzer und Nichtnutzer Abstand nehmende Betrachtungsweise den Gegebenheiten Rechnung tragen kann: »While Net Dropouts describe the Internet in a variety of ways, they see it more as a tool for specific needs, rather than a resource with broad applicability to their lives. Of the findings in this

report, the most notable is that Internet use is fluid. Net Dropouts, Intermittent Internet users, and Net Evaders (non-users who live in wired homes) are three groups that defy conventional notions of a binary, on-off way of thinking about Internet access.« (Lenhart 2003, 33).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Nakada et. al., wenn sie für die ebenfalls weit gehend vernetzte japanische Gesellschaft festhalten: »At least in Japan, the Internet does not occupy a crucial position at this time, contrary to popular scholarly and public opinions«. (HTML-Download) Für Nakada et. al. heißt das in der Konsequenz: »These findings indicate that our world consists of people`s beliefs, value judgments, traditional cultural meanings, and the like and that IT or the Internet does not exclusively determine this world«. (HTML-Download) Weiter gehend als Lenhart sehen sie die differenzierte Nutzung oder Nicht-Nutzung von IT-Technologien also nicht nur in persönlichen Einschätzungen begründet, sondern im Zusammenhang mit geschichtlich gewachsenen und kulturspezifischen Gesamtkonzepten von Identität, gesellschaftlicher Organisation und Lebensweise, die in Japan zu einer Relativierung des Informations-Hype führen.

Auch für Deutschland erweist sich, dass zwischen dem Internet-Nimbus, nur Sonderlinge würden dessen Segnungen noch verweigern, und den Tatsachen eine deutliche Diskrepanz besteht. Wie Gerhards und Mende zeigen, sind im Deutschland des Jahres 2002 noch 56% der Bevölkerung als »Offliner« einzuordnen, die neben mangelndem Datenschutz, überbordender Werbung und der Ablehnung von Pornografie am häufigsten alltagsorientierte Nutzwertargumente für ihre Abstinenz vortragen, »...beispielsweise, dass man einfach keinen Computer braucht bzw. sich nicht vorstellen kann, wofür man einen Computer benötigen könnte.« (Gerhards/Mende 2002, 363) Diese Zahlen und Argumente haben sich auch in der neuesten Studie nicht grundlegend verändert (Gerhards/Mende 2003).

Offenbar gibt es nicht wenige Menschen, bei denen im Lebens- und Alltagsvollzug und in der eigenen Welt- wie Selbstinterpretation verankerte Erkenntnisse und Überzeugungen dazu führen, in der Nutzung von IT-Technologien nur ein Teil- oder Randphänomen ihres Lebens zu sehen.

Man muss den Motiven vor allem der gut informierten »Offliner« eigene Autorität und einen eigenen Erkenntniswert zubilligen, gerade weil ihre Auffassungen den als zukunftsorientiert geltenden gesellschaftlichen Entwürfen zuwiderlaufen. Ihre Relativierung der IT-Technologien verkörpert im Vergleich zur Euphorie der Internetfreaks, Kommunikationswissenschaftler und Netzbetreiber eine andere, aber nicht zwangsläufig schlechtere Umgangsweise mit dieser Technik.

Dass sich hier eine Feingliederung innerhalb von Informationsgesellschaften abzeichnet, die mit der im Begriff »Digital Divide« implizierten wertenden Dichotomie zwischen »Besitzenden« und »Bedürftigen« weder korrekt beschrieben noch ausreichend begriffen wird, verdeutlichen auch Gerhards und Mende, wenn sie zusammenfassen: »Ob das Gefälle zwischen Onlinern und Offlinern grundsätzlich die Qualität einer gesellschaftlichen Spaltung aufweist, müsste zukünftig noch differenzierter untersucht werden. Es wird nämlich in der Gesellschaft immer Gruppen geben, die sich bewusst nicht an diese Medientechnologie andocken werden,

weil dies für ihre konkrete Lebenswelt keinen Gewinn verspricht. Diese Offliner gehen häufig souverän mit den traditionellen Informationsquellen um und nutzen sie effizient.« (Gerhards/Mende 2002, 375). Die ARD/ZDF-Online-Studie 2003 bestätigt diese Tatsache erneut, vor allem für die gebildeten Schichten: »Ihr Informationsbedürfnis befriedigen die Klassisch Kulturorientierten weiterhin vornehmlich über Bücher, Tageszeitung, Hörfunk und Fernsehen. Das Internet wird als ein Medium angesehen, das über die bereits genutzten Medien hinaus kaum einen weitergehenden Nutzen verspricht.« (Eimeren/Gerhard/Frees 2003, 342f.)

Alle zitierten Untersuchungen deuten meiner Meinung nach klar darauf hin, dass die tatsächliche Bedeutung des Internet und sein Realitätsstatus noch nicht abschließend bestimmt werden können. Viel zu selten noch wird es als ein »Instrument der sozialen Kommunikation« unter anderen betrachtet, das in bestimmten Situationen und für bestimmte Fragestellungen höchst effektiv und hilfreich ist, für andere aber eben auch nicht. So stellt es zwar den größten je von Menschen geschaffenen Speicher mit auf höchst effektive Weise quervernetzten Zugriffen (»Informationen«) auf eine Vielzahl von Wirklichkeiten dar. Aber trotz seines gigantischen Umfangs, der den Anschein von Totalität und Universalität fördert, kann auch das Internet nur einen winzigen Ausschnitt der Welt abbilden und erschließen. Es gibt eine Vielzahl menschlicher Wirklichkeits- und Erfahrungsbereiche, die im Internet überhaupt nicht, noch nicht, oder nicht in angemessener Weise repräsentiert sind oder die aufgrund seiner technisch-informellen Struktur dort auch in Zukunft nicht angemessen repräsentiert werden können. Das Internet liefert Begriffe von Wirklichkeiten, aber es wird niemals mit Wirklichkeitsphänomenen identisch sein.

Für die Zukunft der Informationsnetze ist es deshalb von entscheidender Bedeutung, dass die technikorientierten und auf dem Prinzip der Digitalisierung beruhenden Kommunikationsformen nicht länger in einer Weise mythisiert und überhöht werden, die den Blick für die Vielgestaltigkeit der menschlichen Ausdrucksformen verloren hat und »Lebensqualität« mit der Einführung von IT-Technologie gleichsetzt. Dialektisch interpretiert bezeichnet »Digital Divide« auch die Tatsache, dass die Informationsgesellschaften zwar reich an technischen Kommunikationsmitteln sind, aber hinsichtlich der sozialen Kommunikation und der effektiven Rückbindung von Technik an die individuellen, sozialen und kulturellen Identitäten und deren Weiterentwicklung auf der Seite der Bedürftigen stehen.

In einer dritten Überlegung möchte ich deshalb meine persönlichen Erfahrungen (Körper, eigener Intellekt und der Lebensalltag als Informationsfilter) und den empirischen Befund (es gibt mit guten Gründen gelebte, aber noch nicht wirklich zur Kenntnis genommene faktische Distanzen zu den IT-Technologien) um eine systematische Skizze ergänzen. Es bedarf theoretischer Modelle, die den Blick aus der Fixierung auf die mythisch aufgeladene Technik und ihr quantitativ verengtes Informationsverständnis lösen und den Informationshype an eine ganzheitliche Anthropologie rückbinden. Im Licht solcher Modelle kann »digitale Askese« als

effektive Strategie für einen angemessenen Umgang mit den IT-Technologien begriffen werden.

### Kommunikationsökologie – Vom rechten Umgang mit Information

Nach Amartya Sen besteht der wahre Zweck von Entwicklung darin, die Wahlmöglichkeiten der Menschen auf allen Feldern zu erweitern: wirtschaftlich, politisch und kulturell. Dieses Konzept der Förderung und Erweiterung der ›capabilities‹ steht in direkter Verbindung mit dem Begriff von Lebensqualität, den Nussbaum und Sen entwickelt haben. Man kann aufgrund ihrer Erkenntnisse jedenfalls nicht behaupten, dass die Einführung von IT-Technologien ohne weiteres mit einer Erhöhung der Lebensqualität gleichzusetzen ist. Die Lebensqualität wächst erst dann an, wenn Informationstechnik sich in direktem Zusammenhang mit den eigenen ›capabilities‹ tatsächlich als Bereicherung erweist (vgl. Nussbaum/Sen 1992). Dies kann jedoch nur der Fall sein, wenn individuelle, lokale, kulturelle, soziale, historische und weltanschauliche Gegebenheiten und Unterschiede nicht bloß als lästige Hindernisse für die schnelle und Profit maximierende Einführung von ›zukunftsorientierter‹ Informationstechnik betrachtet, sondern als konstituierende Elemente für eine an konkreten Menschen und ihren konkreten Bedürfnissen auszurichtenden Verteilung, Erschließung und Nutzung von Information wahrgenommen werden.

Medienkritiker und warnende Stimmen wie Claus Eurich, der vom »Mythos Multimedia« spricht, nähern sich dieser Problematik oft von der Vorgabe her, dass die zwischenmenschliche Kommunikation Vorrang habe und deshalb im Sinne einer Technikbegrenzung geschützt werden müsse. Deren Einwendungen gegen die IT-Technologien hinsichtlich ihrer Unüberschaubarkeit und Nichtbeherrschbarkeit sind für unseren Zusammenhang insofern von Interesse, als sie versuchen, die gegenwärtige Entwicklung auch als ordnungspolitisches Thema und in ihrer ethischen Dimension zu thematisieren. Die von ihnen vorgebrachten Gefährdungsvermutungen (Verlust an Wirklichkeit, Verlust an sozialer Kompetenz, Verlust an Individualität usw.) sind Ausfluss eines Technikskeptizismus und sehen die Individuen vor allem als Opfer übermächtiger und sie übersteigender oder sie manipulierender Großstrukturen.

Aber auch wenn man die Medienkompetenz der Einzelnen und ihre Fähigkeiten, sich Technik praxisbezogen anzueignen oder sich ihrer gegebenenfalls auch zu erwehren, positiver einschätzt und die kulturpessimistischen Untertöne einer Medienkritik à la Postman nicht teilen mag, kann man etwa Eurich mit seinem Grundanliegen doch Recht geben: Der Mensch und die von ihm hervorgebrachten Artefakte müssen in einem ihm selbst angemessenen und ihm förderlichen Gleichgewicht stehen.

Theoretische Entwürfe eines solchen Gleichgewichtes werden unter Benennungen wie ›Media Ecology‹, ›Kommunikationsökologie‹ oder ›Wissensökologie‹ entwickelt und diskutiert, in Deutschland beispielsweise von Donath, Mettler von Meibom oder Rainer Kuhlen. Matthias Donath formuliert die ›kommunikations-

ökologische Fragestellung« wie folgt: »Wie, wann, wo, warum können IuK-Technologien kurz-, aber auch langfristig zum Wohl von Mensch und Mitwelt genutzt werden, und wie, wann, wo, warum nicht.« (HTML-Download).

Dass mit Stichworten wie ›Kommunikationsökologie‹ oder ›Wissensökologie‹ ein breites Spektrum an Problemen und Fragestellungen in den Blick kommt, lässt sich gut an den zehn Punkten ablesen, die Rainer Kuhlen in einem Papier zur Vorbereitung des UN-Weltgipfels zur Informationsgesellschaft (WSIS) 2003 als »Bausteine zur Entwicklung einer Wissensökologie« zusammengestellt hat. Sie spannen den Horizont auf, in dem ›digitale Askese‹ als eine Form des angemessenen Umgangs mit Information bestimmt werden kann:

- 1) Freier Zugriff auf Wissen und Information
- 2) Diskriminierungsverbot – Überwindung des Digital Divide
- 3) Sicherung des Commons
- 4) Sicherung kultureller Vielfalt
- 5) Bewahrung von Kreativität und Innovation
- 6) Sicherung medialer Vielfalt
- 7) Right to communicate
- 8) Kontrolle technischer Informationsassistenten durch Entwicklung von Informationskompetenz
- 9) Langzeitarchivierung/-sicherung von Wissen
- 10) Sicherung von Freiräumen privater Entwicklung (Kuhlen, 25–28).

Ich werde versuchen, unter Bezug auf Kuhlens zehn Punkte das Konzept einer ›digitalen Askese‹ zu präzisieren, wobei ich mir des vorläufigen und verkürzenden Charakters dieser Skizze bewusst bin.

Der erste Punkt bei Kuhlen unterstreicht für mich nachdrücklich, dass Überlegungen zu einer ›digitalen Askese‹ nicht dazu dienen dürfen, aus der Position des Wissensmächtigen anderen Vorschriften zu machen, was ihnen zu wissen gut tut oder nicht. Welches Wissen für mich oder ein anderes Individuum von Nutzen ist oder nicht, kann immer nur das Individuum selbst entscheiden. »Deshalb (muss) der Zugriff auf Wissen in jeder medialen Art (...) für jedermann, zu jeder Zeit, von jedem Ort und zu fairen Bedingungen möglich sein.« (Kuhlen 2003, 25).

Dementsprechend betont das unter 2) formulierte Diskriminierungsverbot die Notwendigkeit der Überwindung des ›Digital Divide‹, d.h. der ungleichen und ungerechten Verteilung der Wissensressourcen. Auf den Einzelnen gewendet heißt das natürlich auch, dass eine freiwillige Abstinenz von den Angeboten der IT-Technologien guten Gewissens nur in Situationen erfolgen kann, in denen man sich sicher sein kann, dass man nicht in irgendeiner Weise unterprivilegiert ist und aus der Not eine Tugend machen muss. So lange das der Fall ist, mag es sogar sinnvoll sein, den Zugang zu Wissen einzuklagen, bevor noch dessen Relevanz für einen selbst fest steht.

Die Forderung nach Sicherung des ›Common‹ (der ›public domain information‹) stellt eine Sperre gegen die zunehmende Kommerzialisierung von Wissen

dar. Wissen kann und darf nicht in vollständige private Verfügung gestellt werden. Die Absurdität solcher kommerzieller Bestrebungen wird gerade durch das Internet immer deutlicher. Die Forderung nach ›public domain information‹ berührt sich mit der in Punkt 5) verlangten ›Bewahrung von Kreativität und Innovation‹. Ohne Autoren ihre Rechte streitig machen zu wollen, ist offensichtlich, dass Wissen, Gedanken oder Ideen letztlich nicht patentierbar sind. Kuhlen schreibt mit Recht: »Die beste Förderung der Kreativität in Wissenschaft und Kultur, aber auch der Innovationskraft der Wirtschaft besteht – so paradox es für die auf Sicherung der Verwertungsrechte bedachten Informationswirtschaft klingen mag – in der Herstellung freizügiger Zugangs- und Nutzungsbedingungen von Wissen.« (Kuhlen 2002, 26). ›Digitale Askese‹ könnte in diesem Horizont also durchaus auch als eine Form der Bescheidenheit hinsichtlich der Bedeutsamkeit und angestrebten Vermarktung eigener Hervorbringungen verstanden werden.

Punkt 4), ›Sicherung der kulturellen Vielfalt‹, könnte nicht nur den Erhalt der unterschiedlichen Sprachen und kulturellen Überlieferungen bezeichnen, sondern auch den Blick dafür öffnen, dass es Lebenssituationen, Wirklichkeitsbereiche und Wissensformen gibt, die per se autonom und unabhängig von den Möglichkeiten der IT-Technologien sind, und diese Unabhängigkeit weiterhin besitzen werden, weil sie sich einer ›Digitalisierung‹ grundsätzlich entziehen. ›Digitale Askese‹ hieße also auch, sich der unaufhebbaren Differenz zwischen Phänomen und ihrer digitalen Erfassung oder zwischen Wirklichkeit und der Information über sie bewusst zu bleiben.

Ebenso müsste die ›Sicherung medialer Vielfalt‹, Punkt 6), nicht nur im Horizont von privaten und öffentlich-rechtlichen Medien, sondern auch im Sinne der Sicherung unterschiedlicher Medienformen als solcher begriffen werden und Punkt 9), »Langzeitarchivierung/-sicherung von Wissen« nicht nur auf den Erhalt elektronisch gespeicherter Informationen bezogen bleiben. Eine richtig verstandene ›Digitale Askese‹ wird nicht aus dem Blick verlieren, dass hinsichtlich einer gegebenen Aufgabenstellung auch ein Bleistift, ein Buch, das Fernsehen, ein Telefon oder sogar Rauchzeichen die angemessenen Medien sein könnten und dass Wissen auch weiterhin nicht-elektronisch existiert und gespeichert wird.

Besonders wichtig scheint mir schließlich das unter Punkt 8) Gemeinte zu sein: Es müsse Sorge getragen werden, dass wir über der Faszination durch Suchmaschinen, Informationsagenten und künstlicher Intelligenz nicht unsere Informationsautonomie und Entscheidungsfreiheit verlieren. In innerem Zusammenhang damit stehen das generelle ›right to communicate‹, Punkt 7), und zwar unabhängig von bestimmten (technisch oder inhaltlich definierten) Kanälen, und das Recht auf private Freiräume, Punkt 10), die der gesellschaftlichen Kontrolle entzogen sind. ›Digitale Askese‹ heißt also auch, selbst zu denken, sich gegenüber Informationen wertend zu verhalten und nicht dem Irrtum zu verfallen, der ›gläserne Mensch‹ sei der eigentliche Mensch.

Jenseits der Datenflut, wenn der freie Zugang zu Informationen kein Thema mehr und der ›Digital Divide‹ verschwunden ist, wird der angemessene Umgang mit Information und damit die Frage nach der ›digitalen Askese‹ ein entscheidend-

des Thema jeder Lebensgestaltung sein. ›Informationsaskese‹ dürfte dann zentrales Element einer umfassend zu konzipierenden und gesellschaftlich zu vermittelnden Medienkompetenz sein, die sich als ganzheitliches Konzept für den Umgang mit Information versteht.

- Anders, Günter (1956): Die Antiquiertheit des Menschen. Band I. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München.
- Becker, Jörg/Göhring, Wolf (Hrsg.) (1999): Kommunikation statt Markt. Zu einer alternativen Theorie der Informationsgesellschaft. Sankt Augustin. In: <http://www.gmd.de/publications/report/0061/-Text.pdf> (Zugriff 9.12.2003).
- Eimeren, Birgit van/Heinz, Gerhard/Frees, Beate (2003): Internetverbreitung in Deutschland. Unerwartet hoher Zuwachs. In: Media Perspektiven (2003), H.8, 338-358.
- Eurich, Claus (1998): Mythos Multimedia. Über die Macht der neuen Technik. München.
- Gerhards, Maria/Mende, Annette (2002): Nichtnutzer von Online: Kern von Internetverweigerern? In: Media Perspektiven (2002), H.8, 363-375.
- Gerhards, Maria/Mende, Annette (2003): Offliner 2003. Stabile Vorbehalte gegenüber dem Internet. In: Media Perspektiven (2003), H.8, 359-373.
- Kuhlen, Rainer (2003): Bausteine zur Entwicklung einer Wissensökologie – Plädoyer für eine nachhaltige Sicht auf den UN-Weltgipfel zur Informationsgesellschaft (WSIS). Konstanz. In: [http://www.inf-wiss.uni-konstanz.de/People/RK/Texte/bausteine-oekologie-wissen-endtext\\_rk-0203-v3.pdf](http://www.inf-wiss.uni-konstanz.de/People/RK/Texte/bausteine-oekologie-wissen-endtext_rk-0203-v3.pdf) (Zugriff 9.12.2003).
- Lenhart, Amanda (2003): The ever-shifting Internet Population. A new look at Internet access and the digital divide. Washington. In: [http://www.pewinternet.org/reports/pdfs/PIP\\_Shifting\\_Net\\_Pop\\_Report.pdf](http://www.pewinternet.org/reports/pdfs/PIP_Shifting_Net_Pop_Report.pdf) (Zugriff 9.12.2003).
- Lyman, Peter/Varian, Hal R. (2000): How much information? Berkeley. In: <http://www.sims.berkeley.edu/how-much-info/> (Zugriff 9.12.2003).
- Mettler-von Meibom, Barbara/Donath, Matthias (1998): Kommunikationsökologie: Systematische und historische Aspekte. Münster. In: <http://www.examensarbeiten.de/heureka/kommunikationsoekologie/monografien/donath2/index.htm> (Zugriff 9.12.2003).
- Nakada et. al. (2002): The positive and negative Aspects of "Digital Divide" Theories. In: <http://www.capurro.de/augsburg2-papers.htm> (Zugriff 9.12.2003).
- Nussbaum, Martha/Sen, Amartya (1992): The Quality of Life. Oxford.
- Warschauer, Mark: (2003): Demystifying the Digital Divide. Irvine. In: <http://www.gse.uci.edu/-markw/ddd.pdf> (Zugriff 9.12.2003).

MATTHIAS WÖRTHER, Dr. theol., Jg. 1955, Leiter der Fachstelle ‚medien und kommunikation‘ der evangelischen und katholischen Kirche in München, <http://woerther.here.de>; E-mail: [woerther@web.de](mailto:woerther@web.de)

#### *Veröffentlichungen zum Thema:*

- Das Internet und die Virtualisierung des Lebens. Über die Konsequenzen der digitalen Revolution für die kirchlichen Lebensvollzug. In: Schaber, Johannes (Hrsg.): Kirche und Internet. Glaubensvermittlung in der virtuellen Welt. Leutesdorf. Johannes-Verlag. 2003. S.39 - 67.
- Medien- und Kommunikationskompetenz. Die Zukunft der AV-Medienstellen in der Informationsgesellschaft. Bonn. Herausgegeben von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz 2000.

– Warum ich mich doch nicht im Internet inkarnieren werde. Stuttgart. In: Forum Medienethik. Nr. 2(1996), S. 79 – 80.